**Zeitschrift:** Die Berner Woche

**Band:** 30 (1940)

**Heft:** 49

**Artikel:** Das neue Konservatorium

Autor: Reinhard, Ernst

**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-649347

## Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF: 29.11.2025** 

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

1560 mußte der Rat den Metgern in der Schaal befehlen, "so oft man metget abendts vor und hinder den bänken wüschen und sübern ze lassen", bei 10 Schilling Buße. Doch scheint dies keinen besonderen Eindruck gemacht zu haben, denn bereits 4 Jahre darauf verordnet der Rat wiederum, daß "by e i n e m g u l d e n b u ß all wuchen 3 mal die Schall, jeder hinder sinem banck, wüsche und rume und den unrhat dann mit dem bach dannen slößen".

Im Jahre 1665 stellte der waadtländische Lehenssommissär Dr. jur. Samuel Gaudard beim Kat das Ansuchen, als oberer Anstößer an die Schaal eine durchgehende Laube mit einer Wohnung darüber in eigenen Kosten erbauen zu lassen. Der Kat erteilte die Erlaubnis, mit der Bedingung, daß er das neue Gebäude auf alle Zeiten auf eigene Kosten zu erhalten habe. Die nötigen Mittel verschaffte sich Gaudard dadurch, daß er als Lehenssommissär staatliche Kechte im Waadtland verfauste und den Gewinn in seine eigene Tasche stecke. 1672 kam die Sache

aus, Gaudard wurde ins Gefängnis gesteckt, des Amtes entsetzt und aus dem Großen Rat ausgeschlossen; er mußte Schadensersatzt leisten und eine große Buße zahlen, dazu wurde ihm auch noch das Burgerrecht entzogen und er selbst durste den Stadtstreis innerhalb der Burgernziele nicht mehr verlassen.

Nachdem im Jahre 1784 auch noch die Metgergaßseite der Schaal jenen schmucken Ausbau mit den Lauben und dem Laubenbrunnen erhalten hatte, blieb die alte Schaal im wesentlichen bis zu ihrem 1938 ersolgten Abbruch unverändert. Bei der Ausschachtung des Bodens für die Fundamente des Konservatorium-Neubaues kam man auf alte Kellermauern und Brandschutt, in dem bemerkenswerte Funde von Ofenkacheln aus dem 15. Jahrhundert zutage kamen. Die Fundstücke besinden sich heute im Historischen Museum.

In der nächsten Nummer soll dann noch etwas vom sagenhaften Schaaltier berichtet werden. Strahm.

## Das neue Konservatorium

Bon Baudirettor Ernft Reinhard

Der Konservatoriumsneubau an der Kramgasse und der Wetgergasse hat die Behörden und den Architekten vor eine Keihe schwerer, grundsätlich bedeutender Probleme gestellt, von denen der keine Ahnung hat, der sosort bereit ist, aus dem Handgelenk sein Urteil zu bilden. Es wäre freilich ein Wunder gewesen, wenn die Lösung der Probleme nicht zu regster Distussion Anlaß gegeben hätte; auf eine Zustimmung aller durste man nicht hoffen; zu viese traditionelle Ansichten stehen der Ansertennung einer Lösung im Guten und im Bösen entgegen.

Die bernische Altstadt war zur Zeit ihrer Entstehung hauptsächlich eine Wohnstadt. Man mußte in der Stadt Wohnsig haben, wenn man in der Stadt politisch mitsprechen wollte; und wer regierungsfähig zu sein wünschte, hatte unter manch anderem doch zwei Boraussehungen zu erfüllen: Er mußte ein eigenes Haus, ein Säßhaus in der Stadt haben und in der "Großen Kirche" getauft sein. Geschäft und Erwerbsanlage sagen in viellen Fällen außerhalb der Stadt; das trifft vor allem für diesenigen zu, deren Reichtum Land und Herrschaftsbesiß darstellten; aber auch die mannigsaltigen Manusatturen späterer Zeiten befanden sich häusig außerhalb der Stadt, sodaß — wir sind der seineren Unterschiede durchaus bewußt — man im großen und ganzen die Regel aufsstellen durfte: In der Stadt wohnt man, außerhalb der Stadt verdient man.

Der Wohncharafter der Stadt wurde nur durch Geschäfte unterbrochen, die für den täglichen Bedarf des Bürgers zu sorgen hatten: durch Küfer, vor allem aber auch durch Schlosser, Tapezierer, Schneider und die mannigsaltigen kleineren Ladengeschäfte; aber diese kleinen Geschäfte vermochten den Wohnschafter der Altstadt in keiner Weise zu ändern.

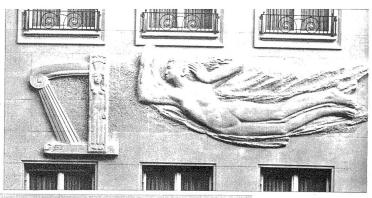
Bon dieser sozialen Bestimmung zeugen die Häuser der Stadt; sie sind durchwegs tief gebaut, mit schmalen Straßensfronten; man kam noch mit wenig Licht und Sonne aus. Die schmalen Straßensronten der alten Häuser wurden durch eine ganz kluge Bauordnung in Keih und Glied gehalten; der ähnsliche Charakter der Häuser enksprach der damaligen Baugesinzung; man kannte eben Generationen hindurch nur eine Bauweise; so wie man zuerst gotisch baute, baute man nachber Kenaissance und schließlich Barock und Kokkoko; so wie es eine allgemein anerkannte Kleidermode gab, gab es auch die eine anerkannte Bauweise, die sast var Baumode wurde. Nur selten wurde, was gebräuchlich und herkömmlich war, durch andere Bauformen unterbrochen; das provozierendste Beispiel ist der Erlacherhof, jenes Baudokument eines Grandseigneurs, dem es

schon damals darum ging: épater le bourgeois! und der sich bewußt um herkommen und Gesetz nicht fümmerte. Das Baumaterial blieb durch Jahrhunderte gleich und einheitlich; man mußte mit dem Bauftoff bauen, der fast vor der haustur zu finden war; so tam es, daß unser Berner Sandstein in verschiedenen Farben: Gelb, Blau und Grun den Baucharafter beftimmte, wie der Solothurner Kalkstein unsere Brunnenbecken lieferte. Das brachte es mit sich, daß Generationen an einem Bauftil arbeiteten; die Beschränkung auf die eine Form und auf das eine Material erreichte zwingend die Gewöhnung an den einen Stil, erlaubte daher auch deffen spielerische Umwandlung und Verfeinerung, ohne daß je die Grundfate des gelten= den Bauftil außer acht gelaffen worden wären. Um Bauftil einer Zeit haben auch in Bern Jahrhunderte gebaut und verfeinert; der Bauftil mar Ausdruck der Zeit; fo wie man Rleider= moden und Kleidermodelle aus Paris bezog, übernahm man auch für den ganzen Stadtbau einfach die Blane von Parifer Architeften und ließ fie durch bernische Baumeister oder Architetten ausführen.

Alles ift jett anders geworden; Lebensweise und Baustil haben sich geändert. Aber sowenig wie unsere Lebensweise fest und traditionell geworden ift, so wenig ist es unser Bauftil. Wir suchen ja alle erst die neuen Formen einer neuen Lebensweise; mit diefen neuen Formen suchen wir auch einen neuen Bauftil. Wir find, im Gegensatz zu der innerlich festen Zeit des Barock-Rottofo, die Generation der Suchenden und Unsicheren, wir spüren, wie in unserem fozialen Leben alles nur Anfang ist, wie noch kein fester Boden unter den Füßen gewonnen ist — wie follte es in der Baukunft anders sein? Unsere Baukunst kann noch keine fertigen und großen Formen liefern; sie sucht fie ge= nau so, wie wir die Form des Lebens suchen. Sie hat immerhin schon einen festen Grund gefunden, auf dem fie hoffnungsvoll aufbauen fann: die ehrliche Baugefinnung. "Sei das, was du bist; versuche nicht mehr zu scheinen als was du sein kannst, aber das, was du sein darsst, sei ganz." Es ist die grundanstän= dige Gesinnung unserer besten Architetten, die immer wiederum packt, die einen mit übergangslösungen versöhnt, weil man sie als Station auf einem langen Weg zum Ziel empfindet, den eine vielleicht oft in die Irre gehende Gesellschaft mit fast fanatischem Sucherwillen geht. Nur wer imstande ist, diesen ganzen Entwicklungs= und Lebensweg einigermaßen zu überblicken, vermag auch das einzelne Bauwert zu werten; wer nur das

Fortsetzung auf Seite 1231.

# Das neue Konservatorium





Konservatorium-Neubau. Gesamtansicht der Kramgass-Fassade.

Oben: Relief Plastik "Musica" von Bildhauer Karl Probst, Peney-Genf.

Photo Wagner





Der grosse Saal des neuen Konservatoriums. Nussbaumtäfer von Karl Küenzi, Schreinermeister, Bern.

Das prächtige Portal Schmiedebronze von Karl Moser, Schlossermeister SWB., Bern.

Hier erfolgt das Abstecken des Lehmpositives mit eigens dazu geschaffenen, dünnen Blechplättehen, welche nach der Fertigstellung des Gipsnegatives eine Trennung der einzelnen Formstücke ermöglichen. Um ein Anheften des Gipses zu verhüten, werden die Blechplättehen mit Leinöl geölt.

## Wie der "Flötenspieler" entstand

Die Brunnenfigur unter dem Laubenbogen des neuen Konfervatoriums (Mehgergaß-Seite) ist eines der hervorragendsten modernen Kunstwerfe in der Stadt Bern. Es ist eine Schöpfung des Berner Bildhauers Max Fueter, der unbestritten zu den ersten Künstlern unseres Landes gerechnet wird. Doch soll hier nicht über den fünstlerischen Wert der Plastik, sondern über ihre Entstehung berichtet werden. —

über die technischen Voraussetzungen, die notwendig sind um ein Werk, so wie es nun dasteht, hervorzubringen, kann man sich im allgemeinen keine richtige Vorstellung machen. Die folgenden Bilder sollen uns aber einen Begriff davon geben,

wie dies vor sich geht.

Nach verschiedenen Borstudien und einem ersten Modellentwurf wurde die Plastist in ihrer späteren und endgültigen Größe in Thon ausgeführt. Es ist dies das sogenannte Lehmpositiv. Bon diesem Lehmpositiv, dem eigentlichen Originaltunstwert, muß nun ein erster Abguß hergestellt werden. Zu diesem Zwecke wird es sozusagen in Gips eingeschalt, und zwar in einzelnen Formstücken, die dann auch einzeln wieder zusammengesetzt werden können.

Photo Wüthrich.



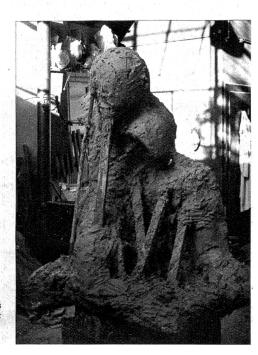
Dem Lehmpositiv wird eine erste Schicht-Gips aufgetragen, die gelblich gefärbt wird, ein Vorgang, dessen Begründung später angeführt wird. Ferner besitzt diese erste Gipsschicht die Eigenschaft, besonders fest und hart zu sein, um das Lehmpositiv vor Druck zu bewahren.



Zur Festigung des Gipsnegatives werden, ausser einer weiteren Schicht, Eisenstäbe beigegeben, die der Oberfläche des Lehmpositives parallel laufen und somit die Form beschützen gegen die Wirkungen des Dehnvermögens beim festwerdenden Gips, natürlich auch gegen ev.



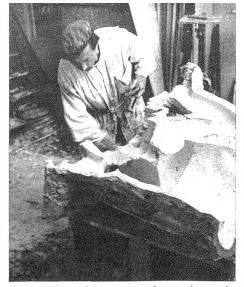
Als weiteres werden die Neg.-Formen der Arme sogleich gänzlich ausgearbeitet und losgetrennt, damit sie dem Weiterarbeiten an den übrigen Körperformen nicht im Wegestehen.



Das Gipsnegativ, wie es nun vor uns steht, hat mit seinen verschiedenen Umschalungen etwas ulkige Formen angenommen und in düsterer Beleuchtung ähnelt es einem Burggeist, ja, mit noch mehr Phantasie sieht man in ihm einen Tiefseetaucher.



Das Gipsnegativ wird nun in verschiedenen Stücken losgetrennt, die sich in der Grösse unterscheiden und demnach ein Hauptstück aufweisen (bestehend aus einer Hälfte der Figur). Aus diesem Hauptstück wird nun der Lehm entfernt. Die durch die erwähnten Blechplättchen entstandenen Trennungsflächen geben, entsprechend beleuchtet, diesem Hauptstück eine Umrisslinie, blendend wie Neonlicht.



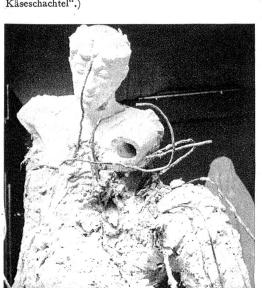
Die einzelnen Gipsnegativstücke werden nach der Lehmentfernung sauber gewaschen, gespült und darauf mit Schmierseife eingefettet, damit sich später das Negativ vom endgültigen Gipspositiv ohne weiteres lostrennen lässt.



Stück um Stück des Negatives wird nun mit Gips, der wiederum mit Eisenstäben und auch Sacktuch (Emballage) gestärkt ist, ausgegossen, d. h. der Gips wird jetzt auf ein Gipsnegativ aufgetragen.



Nun folgt die Zusammensetzung der einzelnen Stücke zur ganzen Figur, wie sie ehedem vor uns stand. (Um ihr ein möglichst langes Dasein zu gewähren, wird ihr Inneres noch schnell mit einem Symbol des Glückes ausgestattet, nämlich mit einem "Fünfer in einer Käseschachtel".)



Als letzte Arbeit werden die Arme der Figur wieder angesetzt. Wie manche lange Woche äusserster Geduld vergeht für den Künstler, wie mancher Seufzer entflieht seinem Modell, der aus dessen unbequemen Stellung erzwungen wurde, bis endlich die Gipsfigur einem Bronzeguss als Positiv dienen kann!

"Der Kern wird aus der Schale gehoben" d. h. die Negativschichten werden abgemeisselt, wobei die gelblich gefärbte Schicht als Sorgfaltsmahner für den Meisselnden dient, damit das Endergebnis einer mühevollen Arbeit unbeschädigt bleibe.

Forts. v. S. 1256: Das neue Konservatorium Einzelne sieht, mag sich oft unbefriedigt abwenden; der mag im Urteil hart und überheblich werden; aber dieses Urteil trifft nicht den Suchenden, den ehrlichen Architekten, sondern fällt auf den zurück, der es ausgesprochen hat.

Unfere Lebensweise ist unsicherer, unsere Baumaterialien find mannigfaltiger und gerade darum ist unser Bauftil nicht innerlich gefestigt. Wir erstiden fast in der Fülle des Baumaterials. Wir haben den Marmor von Carrara und den römischen Travertin, wir haben die burgundischen Marmore und die deutschen Sandsteine; wir holen den Bauftein von Arzo und von St. Margarethen, wie den Marmor von Offogna und den Sandstein von Bulle. Frühere Zeiten mußten mit dem einen Baumaterial auskommen; wir haben die Fülle — und diese unbeherrschte Fülle verleitet den Bauherrn zu einer wilden Anarchie im Materialgebrauch. Beton ist ein zu williges Ma= terial; es zwingt dem Arbeitenden nicht mehr das fünstlerische Grundgeset: Rampf mit dem Material! auf. Wir haben aber auch alle möglichen Bauftile. Wir können florentinisch bauen und im Tudor=Stil, wir bauen das Chalet der Alpen in ver= schlechterter Aufmachung und das indische Bungalow, wir bauen das moderne Blockhaus mit dem Flachdach und das romantische deutsche Bürgerhaus. Der Katalog der Bauformen erlaubt alles; die Selbstzucht verbietet weniges. Was da entsteht, das enthüllt die Musterkarte von Bauweisen am Manuelweg in Bern; es ist ein mahrer Angsttraum. Der Architeft muß als Rnecht des Bauherrn alles können; die Folge ift, daß er oft nichts ganz kann, nichts meisterhaft beherrscht. Da ist man mit Vorwürfen dann leicht zur Hand, da nimmt man den Architetten am Ohr und erklärt ihm: So tüchtig, so brav haben die Alten gebaut — und das kannst du nicht? Der Architekt hätte das Recht, den Bauherrn seinerseits in die Beichte zu schicken und ihm zu erkllären: So tüchtig und brav haben die Alten gelebt, so einfach und diszipliniert — und das könnt ihr nicht?

Es ist im Grunde nichts als die sehlende geistige Disziplin des liberalen Menschen, welche den Architesten, wie überhaupt den Künstler, in Konslitte bringt. Die überbordende individuelle Freiheit wird dadurch unterstützt, daß nun nicht mehr das enge Stadtgebiet Bohngebiet ist, sondern daß sich der städtischen Siedlung die weiten Gebiete vor den Toren der Stadt vollständig geöffnet haben, sodaß die Stadtsiedelung willfürlich bald hier, bald dort Wohngebiete erschließen kann. Die Beschränkung des Menschen früherer Jahrhunsdert in Material, Wohnraum und Bauformen ist einem ungeheuren Keichtum gewichen — diesen Keichtum zu bändigen, hat sich der heustige Mensch einstweisen noch nicht als start genug erwiesen; das ist die Tragif unserer Baustunst.

Man muß diese soziale und geistige Grundhaltung unserer Generation mit in Rechnung ziehen, wenn man nun das Werk eines Architeften beurteilen will, der plöglich dazu bestimmt ift, im streng gebundenen Wohngebiet der Altstadt Bern neu zu bauen. Denn es handelt sich beim Konservatorium um einen Neubau. Der Bergleich, der etwa mit Restaurationen früherer profaner oder geiftlicher Bauwerte gezogen wird, ift beim Konfervatorium ganz abwegig. Daß die Stadt altes Gut erhalten kann, hat fie mit der Wiederherstellung der Untonierkirche und den häufern an der Postgaffe, deren Restaurierung fie angeregt hat, bewiesen. Aber es handelt sich beim Konservatorium an der Kramgasse, genau übrigens auch wie bei der Altstadt= fanierung Stalden=Andeckhof=Mattenenge, um die Unmöglich= feit, das Bestehende für den neuen Zweck verwenden zu können. Altes mußte weichen und Neuem Platz machen. Diefes Neue aber follte von einer Generation geschaffen werden, welche erst am Beginn der geiftigen Bucht ftebt, die fie fich jedoch erwerben muß; fie follte es in einem Stadtgebiet ichaffen, das wie fein anderes von der geiftigen Bucht eines Jahrhunderts Zeugnis ablegt.

Das zu schaffende Neue mußte von ganz andern wirtschaftlichen und sozialen Grundlagen ausgehen, als die alten, zu zerstörenden Bauwerfe gehabt hatten. Mitten in die Wohnstadt mit ihren Nur-Wohnhäusern sollte plötzlich ein großes Schulhaus — denn um nichts anderes handelt es sich beim Konservatorium — gestellt werden.

Man mußte die Frage wohl überlegen, ob man das über= haupt tun dürfe. In der Altstadt bis zum Zeitglockenturm hatten nach und nach die großen Geschäftshäuser die alten Wohnhäuser ersett. Vom Loeb-Haus zieht sich nun eine fast ununterbrochene Reihe von Geschäftshäusern durch die Spitalgaffe und Martt= gaffe; hier stehen die Geschäftsbauten Loeb, Ischi, Rüfenacht, Bäreck, Rarl-Schenk-Haus, das Raiferhaus, das haus Chriften, die Epa und andere. Große Hausfronten haben auch hier die alten schmalen Fronten nach und nach ersett. Als der erste Einbruch des Geschäftshauses in diese Bauten erfolgte, war die Erscheinung nicht minder überraschend und für den mit der Tradition einer alten Stadt Verbundenen sicherlich auch schmerzlich. Damit aber hatte die obere alte Stadt neues, pulsierendes Leben erhalten; follte diese Entwicklung vor der untern Stadt halt machen? Sollte der Zeitglockenturm die Grenze zwischen neuer Geschäftsftadt und alter Wohnstadt bilden?

Um diese Frage zu entscheiden, durfte die wirtschaftliche Lage der untern Stadt nicht übersehen werden. Sie mar aus= gesprochen schlecht. Die frühern Einfamilienhäuser waren zwar längst auch in Miethäuser umgewandelt worden; aber in manden Beziehungen gehörten die Wohnungen der untern Stadt nicht zu den besten; die Häuser schattseits vollends wiesen nicht mehr die Wohnlage auf, welche die moderne Wohnungshygiene zu ftellen berechtigt ift. Die Bevölkerung zog aus. 1934 ftellte der städtische Statistifer fest, daß in der Altstadt nabezu die Hälfte aller Wohnungen entweder keine Wafferspülung im Abort habe oder daß überhaupt ein eigener Abort in den Wohnungen fehlt; die Altstadt wies am wenigsten Boiler und weitaus am wenigsten Wohnungen mit eigenen Badzimmern auf. Die Folge ist entweder ein Wegzug der Bevölkerung oder ein Absinken der Mietpreise und damit auch der Grundpreise; es hatte eine ftarke Entwertung der häufer auch deswegen ftatt= gefunden, weil die Bevölkerung in der Altstadt immer kaufärmer und faufschwächer murde, sodaß die früher fehr gut gehenden Beschäfte mit steigenden Schwierigfeiten zu fampfen hatten; der ausgesprochene Optimismus einer Reihe von Bertretern der Altstadt, zu denen vor allem der heutige Präsident der Geschäftsprüfungskommission, Stadtrat Wenger, dann aber auch Hafnermeister Zulliger und Metgermeister Uttiger zu zählen find, ftieß fich immer wieder an diefen wirtschaftlichen Schwierigkeiten. Wenn die Dinge fo weitertrieben, dann mar der Augenblick nicht mehr fern, da die Altstadt wohl außen noch ansehnlich in Erscheinung trat, innen aber kaum mehr die wach= sende Armut und damit leider auch die innere Zersetzung zu verbergen mochte. Die Frage war einfach: Museum mit einer wirtschaftlich notleidenen Bevölkerung und damit langfamer, aber ficherer Zerfall, oder geschäftliche Wiederbelebung mit allen den in den erften Stadien sicherlich nicht angenehmen Ronse= quenzen. Wir haben uns für die zweite Alternative entschieden und glauben damit im Sinne des alten Bern entschieden gu haben, das immer das Leben gewählt hat.

Die Anstrengungen, der Alltstadt zu helsen, mußten nach zwei Richtungen gehen:

Die Wiederherstellung des alten Ostverkehrs der Stadt, der einst durch den Stalden gegangen war und damit die Wiedererichtung der Zweipoligkeit des Verkehrs, die nur politische überlegungen einst sinnlos geopsert hatten; damit im Zusammenhang stehen die Bemühungen, die alte Grauholzstraße wiederum erstehen zu lassen, nicht als Straße sekundärer Ordnung, sondern als Straße erster Ordnung; die Verbindung der Ostschweiz mit der Stadt Bern sollte wiederum durch das Grauholz, die Papiermühle in die alte Stadt gehen und nicht mehr mutwillig durch den Schlauch der Tiesenaustraße gejagt werden.

Gleichzeitig aber mußte so weit als möglich versucht werden, der Altstadt die wirtschaftliche Bedeutung zurückzugeben.

Aus diesem Grunde haben wir uns daher auch gegen die Idee eines Stadthauses in der obern Stadt gewehrt. Die alte Stadt sollte einen wesentlichen Teil der städtischen Berwaltung behalten; der Erlacherhof muß wiederum hergestellt und als das errichtet werden, was er einst war: Als repräsentatives Ge= bäude der Stadt Bern. Aus diesem Grunde haben wir auch für die Sanierung der Altstadt immer wieder Borzugssubventionen ausgerichtet, haben die Restaurierung der alten häuser an der Bostgasse fördern und mit Vorzugssubventionen ausstatten lassen. Darum wurde auch der alte Klötzlikeller hergestellt. Im Zuge dieser Bestrebungen lag es auch, der Altstadt das Konservatorium zu erhalten. Hätten wir an die Aufgabe des Baus eines Ronservatoriums herantreten können, ohne auf die alte Stadt Rücksicht nehmen zu müffen, so wären wohl all die Aufgaben viel leichter und auch viel besser zu lösen gewesen. Wir durften vor der Schwierigkeit nicht zurückschrecken, das Ronfer= vatorium in der alten Wohnstadt als Schulhaus bester Art in Erscheinung treten zu lassen. Wir waren uns wohl bewußt, daß damit ein Einbruch erfolgte. Er mochte zuerst schmerzlich wirken; aber es war anzunehmen, daß nach und nach andere Geschäfts= häuser folgen würden, daß sich damit eines zum andern reihen würde aber die Geschlossenheit der Straßenfront mußte trot allem erhalten werden.

Man mag aus diesen überlegungen sich klar werden, vor welchen Schwierigkeiten nun der Architekt, der an die Arbeit gehen sollte, stand. Der Wettbewerb, der für das neue Gebäude durchgeführt wurde, umfaßte eine Reihe der besten Architekten der Stadt Bern. Sie alle hatten bis dahin ihren Mann gestanden und dewiesen, daß sie etwas konnten. Als bestes Projekt erwies sich dasjenige des Architekten Hans Studer.

Das Projekt geht vom Grundriß aus, der feinerseits wiederum durch die Bedürfnisse der Schule bestimmt wird. Schule braucht viel übungszimmer, in denen oft ziemlich laut mufiziert wird (Rlavier!), fie braucht einen Saal für rhythmische übungen, den fogenannten Solfege-Saal; fie braucht Direktionszimmer und Verwaltungsräume, eine Bibliothef und vor allem einen großen Saal für Konzerte; in diesen Saal sollte auch eine Orgel eingebaut werden. Das umfangreiche Raumprogramm, schon auf das Außerste beschnitten, mußte in dem Raum zwischen Mehgergasse und Kramgasse, den früher drei private Wohnhäuser und die alte Schaal einnahmen, erfüllt werden. Alle die Räume, Zimmer, Sale ufw. in diesem Gesamt= raum so unterzubringen, daß jedes am richtigen Ort stand und doch eine zentrale Leitung möglich war, da es sich schließlich doch um zwei Häuser handelte, die an der Kramgasse und an der Metgergaffe gelegen durch einen Saalbau-Traft verbunden werden mußten, bedingte bochfte Anstrengung eines scharffinnigen Architekten. Die Verbindung der Räume und damit die Grundriffrage find vom Architekten Hans Studer in vorbild= licher Beise im zur Verfügung stehenden Raum gelöst worden.

Danach entschied sich nun auch das Außere der Fassade; sie konnte nicht mehr die Schmalfront eines tiefgebauten Wohnshauses sein, sondern mußte mit seinen vielen Zimmern und übungsräumen, mit seinen Sälen in breiter Front in Erscheisnung treten. Durfte versteckt werden, daß es sich um ein Schulshaus handelte?

Man hat uns immer und immer wieder nahegelegt, doch die Fassade so in Erscheinung treten zu lassen, als ob es sich um drei verschiedene Wohnhäuser handle. Das haben wir mit aller Entschiedenheit abgelehnt. Man hat uns immer wieder auf allerlei barocken Zierat an den Häusern der Stadt ausmerksam gemacht und von uns verlangt, wir möchten doch diesen Zierat nachahmen; man stellt uns immer wieder das Morlot-Haus an der Junkerngasse als Muster vor. Das haben wir ebenso entsichieden abgelehnt.

Denn uns schien bernisch, nicht die Formen vergangener Jahrhunderte nachzuahmen, von denen wir uns bewußt sein

mußten, daß wir sie gar nicht beherrschen konnten, sondern dem bernischen Geift zur Wahrheit Geltung zu verschaffen. Daß der Architekt offen gestehen muß, er beherrsche die barocken Formen nicht so wie der Barock-Baumeister, wird ihm immer wiederum zum Vorwurf gemacht. Warum den eigentlich auch? Beherrschen etwa wir in unserem Leben den barocken Lebensstil? Laufen wir in barocen Seidenstrümpfen herum, halten wir die Tabatière in händen und reisen unsere Frauen in den Sänften oder den Char=à=bancs? Was der Architeft tun konnte, das war: Sich den Formen annähern; vor allem aber hatte er dafür Sorge zu tragen, daß das haus sich in der Gasse unterordnete. Es stand ohnehin, weil es ein Schulhaus war, breitspurig da; umso bescheidener mußte es in seiner äußern Aufmachung sein: es durfte seine breite Fassade nicht noch mit allerlei Zierat über= laden, sondern hatte bewußt einfach zu bleiben. Anders märe sein Schwergewicht unerträglich geworden. Wenn es aber Schmud brauchte, dann den Schmud unserer Zeit; dann mochte der Bildhauer unserer Tage etwas schaffen, das aus unserer Zeit entstanden war. Dieses Neue mochte für den Anfang wiederum befremden, weil es nicht die Formsprache der Alten sprach; aber wir konnten uns darauf verlassen, daß, wenn es an und für sich aut war, sich autes Neues und autes Altes mitein= ander vertragen werden. So schuf dann an der Metgergasse Max Fueter den Flötenspielerbrunnen mit dem einfachen Trog in Solothurner Stein; und so entstand im Freien, an der Fassade Kramgasse, die Reliefplastit "Musica" des Solothurner Meifters Alfred Probst.

Mr. 49

Das Haus selbst erhielt zwei kostbare Sale: den großen Saal mit der Nußbaumtäferung des Schreinermeisters Karl Rüenzi und der Orgel von Ruhn, den Solfège=Saal mit der Eschentäferung vom Baugeschäft Muesmatt A.=G., Bern. Ein besonders schönes Werkstück ist auch das Eingangsgitter, das der Schreinermeister Karl Moser, S. W. B., beim Hauptportal schuf. Eine besondere Mühe wurde auf die Geftaltung des Empfangsraumes vor den Direftionszimmern verwendet: hier wandelt ein großes, durch Stadtgärtner Albrecht angesetztes Blumenfenster das Borzimmer in einen behaglichen, schönen Raum. Was immer an diesem Hause geschaffen wurde, ist beste, bernische Qualitätsarbeit; alles ist werkgerecht, nach den Ge= segen einer streng urteilenden Handwerkskunst erstellt; es ist im Geiste grundehrlich; und das ist das beste an ihm. Alte Formen aber nachzuahmen, ein Schulhaus hinter der Maske von drei Einzelhäufern zu versteden, das schien uns allen ein unfauberes Spiel und eine Berleugnung des Besten, mas die Stadt Bern uns immer wieder gibt: Die Ehrlichkeit in der äußern Erscheinung.

Ich wage nicht zu behaupten, daß die Aufgabe restlos ge= löst sei. Dazu haben wir alle zu wenig Diftanz von den Dingen; das haus selbst wirft mit seinem Berner Sandstein (man hat sogar diesen kritisiert!) noch zu neu und hat keine Patina an= gesett; inmitten der ehrwürdigen Häuser ringsum wirkt es fast zu jung; es hat auch noch keine Gefellschaft. Persönlich bin ich überzeugt, daß es in furzer Zeit, wenn sein Farbton durch das Alter an den Ton der Häuser angeglichen ist, gut in die Gaffe steht und durch seine bescheidene Zurückhaltung in der äußern Form das Gleichgewicht mit seiner großen Masse herstellt; es ordnet sich dann mit den andern in Reih und Glied. Aber es handelt sich nicht darum, für das bei andern zu werben, was wir selbst als richtig empfinden; es geht nur darum, auch dem Bürger, der schnell fertig ist mit dem Urteil, begreiflich zu machen, vor welchen Problemen der Architekt steht, der heute in der Altstadt neu bauen muß. Beste Kräfte schrecken davor zurück, sich bier überhaupt zu versuchen; und es sind nicht die schlechtesten, welche diese Aufgabe des Architekten als eine wahre Cruz emp= finden. Die Rritit darf aber nicht im schaffenden Baufünstler den Mut zerstören, in seiner Zeit für seine Baugesinnung offen Zeugnis abzulegen, wenn sie nicht die Grundlage jeder Bautunft zerftören will, ehrlich aus dem Empfinden seiner Zeit heraus zu gestalten.